

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Jörg Maurer

Am Tatort bleibt man ungern liegen

Alpenkrimi

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

Am heißesten Tag des Jahres hatte sich Ansgar Perschl auf der Straßenterrasse des Bistros einen Latte bestellt, war auf die Toilette gegangen und hatte beim Zurückkommen feststellen müssen, dass sich inzwischen ein Mann auf seinen Stuhl gesetzt hatte. Breitbeinig lümmelte er da in seinem hellen Anzug, eine Hand hing lässig über die Lehne, mit der anderen stützte er sich an dem Plastiktisch ab, als ob er ihn gerade ein Stückchen weggeschoben hätte. Tatsächlich waren der Speisekartenständer und die Zuckerdose umgefallen, die ersten gierigen Wespen interessierten sich schon für die Brösel. Perschl überlegte. War das nicht genau der gutgekleidete Mann, den er vorhin die Straße heraufkommen gesehen hatte? Perschl hatte den feinen Zwirn schon von weitem bemerkt. Er arbeitete als Verkäufer in einem renommierten örtlichen Trachtenmodenhaus und hatte deshalb den Blick für textile Feinheiten. Auch die Kopfbedeckung des Mannes fiel ihm auf. Das war kein stinknormaler Strohhut für zwofuchzig, das war ein echter, sündteurer Panamahut aus feinsten Toquilla-Faser. Perschl nickte dem Mann kurz, aber freundlich zu, der reagierte nicht darauf. Auch gut, sein Problem, dachte Perschl. Gutgekleidet und unfreundlich, so haben wirs gern. Die Bedienung erschien, Perschl bestellte noch einen weiteren Latte, sie wiederum fragte den schweigsamen Mann im Panamahut:



»Haben der Herr einen Wunsch?«

Perschl blickte kurz auf. Der Mann hatte die strahlend weiße Kopfbedeckung tief ins Gesicht gezogen. Unter dem Jackett trug er eine Weste und ein viel zu dickes Leinenhemd. Er war überhaupt zu warm gekleidet für diese Hitze. Die Ärmel waren ihm verrutscht, blinkende Manschettenknöpfe kamen zum Vorschein. Die Bedienung wiederholte ihre Frage noch zweimal, stupste ihn dann kurz an.

»Hallo, der Herr!«

Es war eine kleine Berührung mit dem ausgestreckten Zeigefinger, eher ein symbolischer Fingerzeig, doch der Mann kippte nach dem Stups mit dem Oberkörper langsam nach hinten an die Stuhllehne und schien jetzt nachdenklich in die Ferne zu starren. Perschl war kein Mediziner, er kannte sich eher mit Fasern, Garnen und Zwirnen aus, aber er sah sofort, dass diesem Mann der Lebensfaden endgültig durchschnitten worden war.

Gerade in diesem Kurort, der an allen Ecken und Enden mit praller Lebensfreude und durchgehender touristischer Bepflanzung warb, war die Rate der spektakulären Tode besonders hoch. Allein von der Schneefernerscharte sprangen pro Jahr ein Dutzend Lebensmüde die achthundert Meter hinunter in die Tiefe, sie reisten extra deswegen an, dabei hatte die Bergwacht, die sie bergen musste, genug zu tun mit den vielen verunglückten Halbschuhtouristen, Sonntagsbergsteigern und irren Extremsportlern.

»Jessas!«, entfuhr es der Fronitzer Karin, die ihren unheilbringenden Stupsefinger jetzt erschrocken zurückzog.

Ein paar Bistrogäste und Straßenpassanten versuchten, Erste Hilfe zu leisten, aber auch der gerufene Notarzt konnte nichts anderes als den Tod feststellen. Hitzschlag. Der Mann

saß bequem in seinem Stuhl, der Notarzt hatte nach dem Pulsfühlen dessen erkaltende Hand auf den Tisch gelegt, es sah fast aus, als ob der seriöse Herr im Panamahut nach der Getränkearte greifen wollte, die auf dem Tisch lag. Die Bedienung übernahm es, die Polizei zu rufen, Polizeiobermeister Franz Hölleisen erschien.

»Servus Perschi«, sagte er zu dem Herrenoberbekleidungs-fachverkäufer. »Bleib noch einen Moment da, ich brauche dich als Zeugen.«

Perschi jedoch konnte wenig zum Fall beitragen, er hatte nichts weiter gesehen, als dass der Mann plötzlich als Toter dagesessen hatte. Auch sonst kannte ihn niemand, nicht einmal die Bedienung, die Fronitzer Karin, die sonst eigentlich ziemlich alle kannte.

»Wann hat er denn den Hitzschlag bekommen: schon beim Hergehen oder erst im Sitzen?«

Darauf wusste der Notarzt keine Antwort. Er und die Rettungsanitäter machten Anstalten, ihre Siebensachen einzupacken und den Abflug zu machen.

»Ja, nehmt ihr den nicht mit?«, fragte die Fronitzer Karin entgeistert und deutete auf die Leiche.

»Nein, Tote dürfen wir nicht mitnehmen«, erwiderte der Notarzt. »Ich muss aber jetzt wirklich, ich habe noch einen Einsatz.«

»Ich habe schon einen Bestatter angerufen«, versetzte Hölleisen. »Er kommt gleich.«

»Und bis dahin?«, rief die Fronitzer Karin verzweifelt. »Wenn der noch lange so dasitzt, vertreibt er mir am Ende die ganze Kundschaft! Können wir ihn nicht hineinziehen, mit-samt seinem Stuhl?«

»Von mir aus«, erwiderte Hölleisen gutmütig.

Zuvor durchsuchte er die Taschen des gutgekleideten To-

ten. Kein Ausweis, keine sonstigen Papiere. Er wandte sich wieder Perschl zu.

»Aus welcher Richtung ist er denn gekommen?«

»Von da«, erwiderte der und zeigte die Straße hinunter.

»Ja, mit einer Plastiktüte«, sagte die Fronitzer Karin.

»Aha«, sagte Hölleisen. »Und wo ist die jetzt?«

»Keine Ahnung.«

Er blickte sich auf dem Fußweg um. Nirgendwo war eine Plastiktüte zu sehen. Auch nicht unter dem wackligen Kaffeehaustisch oder auf der Straße.

»Voll oder leer?«, fragte Hölleisen.

»Was: voll oder leer?«, fragte die Bedienung zurück.

»Die Plastiktüte.«

»Eher voll.«

»Bist du sicher?«

»Ja, das sieht man doch. Sie flattert nicht so. Es zieht sie nach unten. Das müsstest du als Polizist eigentlich wissen.«

Hölleisen fächelte sich Luft zu. Verdammte Hitze. Er befragte noch ein paar Leute im Bistro. Niemand kannte den Toten. Niemand hatte eine Plastiktüte gesehen. Nachdem er mitgeholfen hatte, den Mann im Panamahut ins halbwegs kühle Innere zu ziehen, warf er noch einen Blick auf ihn. Er saß jetzt da wie der Seniorchef des alteingesessenen Etablissements, der beim Geldzählen eingeschlafen war. Und selig davon träumte, wie er es ausgeben könnte. Kreuzfahrten, Segeltörns, Spielbanken. Einige der Schaulustigen schossen Fotos. Viele twitterten und facebookten, Selfies gingen um die Welt.

Ein kleiner Dicker und ein großer Hagerer stellten ihre Koffer ab und versuchten, vom Gehweg aus einen Blick auf die Leiche zu erhaschen. Sie waren vom nahegelegenen Bahnhof gekommen, hatten augenscheinlich eine lange Reise hinter sich,

unterhielten sich momentan angeregt auf Spanisch. Das war eine Sprache, die man selten im Kurort hörte. Russisch, Arabisch und Amerikanisch, alles immer wieder gerne. Manchmal auch Chinesisch oder Japanisch. Aber Spanisch? Eigentlich nie. Der kleine Dicke, ein Mann mit bäurisch-schalkhaftem Aussehen, stellte sich auf die Zehenspitzen.

»Was um des Himmels und meiner seligen Vorfahren willen mag da nur geschehen sein?«, fragte der Hagere.

»Es hat einen Toten gegeben«, antwortete der Dicke. »Ich tippe auf Hitzschlag. Das sieht man sofort. Im Erste-Hilfe-Kurs haben wir das in der ersten Stunde durchgenommen.«

»Alle Wetter! Ein Toter! Welch ein Schauspiel. Es ist wohl ein Gaukler, der unbewegliche Figuren darstellt. Ich muss schon sagen: sehr originell! Kannst du dich an die herrlichen lebenden Statuen in den Straßen von Barcelona erinnern? Alle paar Meter wurde ich einer solchen Figur ansichtig. Herzöge, Päpste, Ritter und Caballeros in prächtigen Rüstungen! Aber hier in diesem kleinen Flecken, da hätte ich solche Attraktionen durchaus nicht erwartet – und dann gleich ein Toter!«

»Lieber Herr, ich vermute, der Mann ist wirklich *muerto*. Mausemuerto.«

»Soviel ich weiß, ist ein Toter am schwierigsten darzustellen«, fuhr der Hagere unbeirrt fort. »Wenn ich nur an die berühmten Totendarsteller aus Kastilien denke. Miguel de la Cruz war so einer. Als er dann wirklich starb, sah er nicht halb so tot aus wie als prächtige ›Wasserleiche‹ auf dem Marktplatz von Salamanca.«

Hölleisen verabschiedete sich von Perschl und der Fronitzer Karin. Er ging ein Stück die Straße hinunter, die der Mann nach Angaben von Perschl gekommen war. Nach ein paar Metern betrat er den frisch renovierten Laden der Metzgerei

Kallinger, der aber wegen der Hitze so gut wie leer war. Niemand kaufte bei diesen Temperaturen die berühmten Leberkäsesemmeln.

»Alles rennt zur Eisdiele gegenüber«, sagte die Kallingerin vorwurfsvoll.

»Ich kann doch auch nichts dafür.«

»Für was?«

»Für die Hitze.«

Hölleisen beschrieb den Mann.

»Ja, der ist vorbeigekommen«, sagte die Kallingerin mürrisch. Sie hatte eher gehofft, dass der Polizeiobermeister zwei, drei Leberkäsesemmeln kaufen würde. »Was ist mit dem?«

»Hat der eine Plastiktüte dabeigehabt?«

Sie überlegte.

»Keine Ahnung. Vielleicht. So genau habe ich nicht hingeschaut. Ich pack dir noch eine Leberkäsesemmel ein. Geht aufs Haus.«

Er fragte noch in ein paar anderen Geschäften nach. Schließlich wurde er fündig.

»Ja, an den kann ich mich erinnern«, sagte der Schuhhändler Mayser. »Vor allem an die Plastiktüte. Das war keine von einem guten Geschäft, sondern eine alte, zerknitterte, richtig verhaute. Mit Löchern drin. Eine Supermarkttüte. Und verschmutzt. Die hat gar nicht zu dem Mann und seiner eleganten Kleidung gepasst.«

Hölleisen biss in die Leberkäsesemmel. Er steckte sie wieder zurück ins Papier. Bei Hitze schmeckten die einfach nicht. Dann zog er seinen Block heraus und fertigte eine Skizze der Straße und ihrer Geschäfte an. Er zeichnete Markierungen ein: Bis dorthin hatte man den Mann noch mit Tüte gesehen, dann ohne. Hölleisen ging den Weg zwischen diesen beiden

Punkten ab, bog auch ein Stück in die Seitengassen ein, hatte vor, einen Blick in die Mülleimer und Abfallcontainer der Hinterhöfe zu werfen. Aber keine Chance, es gab zu viele. Da bräuchte es schon eine ganze Hundertschaft, um die Mülleimer flächendeckend abzusuchen. Und warum eigentlich die ganze Mühe? Es lag augenscheinlich kein Gewaltverbrechen vor. Nur komisch war es. Aber komisch allein genügte der Polizei meistens nicht. Sonst wäre viel zu ermitteln auf der Welt. Hölleisen brach die Suche ab und kehrte wieder um. Sollte er Jennerwein deswegen belästigen? Eher nicht. Es war ja bloß ein Gefühl. Hölleisen schlug den Weg Richtung Revier ein, an der Ecke Greinstraße/Hölberweg hatte er die Plastiktüte schon fast wieder vergessen.

Endlich ist er weg, der Bulle, dachte die Frau mit den blonden, kurzen Locken, die bisher still und unauffällig auf der anderen Straßenseite gestanden hatte. Genauso unauffällig und eher schlendernd überquerte sie die Straße. Ihr Ziel war der Supermarkt, den sie durch den Vordereingang betrat, um gleich darauf in die Tiefgarage hinunterzusteigen. Dort wartete eine aufgeklappte Aschentonne. Ein großes Schild wies darauf hin, dass illegale Abfallentsorgung hart bestraft werden würde. Das Schild war mehrsprachig, auf Tschechisch klang es am härtesten. Die Frau sah sich um. Dann fischte sie eine Plastiktüte aus der Aschentonne. Es war eine unauffällige, löchrige und popelige Plastiktüte. Sie klopfte sie ab, klemmte sie unter den Arm, blickte sich nochmals um, ging wieder hinauf und verschwand in der flirrenden Hitze.

2

Alina Rusche war Putzfrau. Sie hörte die vielen verhüllenden Begriffe wie Perle, Aufwärterin, Zugeherin, Scheuermagd oder Stundenfrau nicht so gern. Lediglich den liebevollen Austro-Ausdruck *Lurchkatze* ließ sie sich noch gefallen. (Als Lurch wird in Österreich ein Schmutzgebilde aus Staub, Flusen und Haaren bezeichnet. Wirklich putzig.) Auch ihr Mann Tomislav, mit dem sie gerade beim Frühstück saß, war sozusagen vom Fach. Neben seinen diversen Hausmeistertätigkeiten im Kurort hatte er einen Halbtagsjob beim Autohaus Schuchart. Dort bestand seine Arbeit zwar zu neunzig Prozent darin, verschiedenste Arten von Bröseln aus den Rücksitzritzen von Mercedesen herauszusaugen. Aber niemand sagte mehr Innenreiniger, Tomislav wurde vielmehr Aufbereiter oder car detailer gerufen.

Sie saßen sich wie jeden Morgen an dem kleinen Küchentisch gegenüber.

»Nun, meine liebe Indoordetailerin«, scherzte Tomislav und warf seiner Frau einen neckischen Blick zu, »darf ich dir noch etwas Tee nachschenken?«

Alina nickte und reichte ihm die leere Tasse über den Tisch. Dabei lächelte sie und legte den Kopf leicht schräg, was die dezente Hakenhaftigkeit ihrer Nase noch betonte. Tomislav schenkte ein.



Der heiÙe Teestrahle schoss goldgelb brodelnd ins Porzellan, Alina fäehelte sich den aufsteigenden Dampf zu.

»Orange Pekoe, fair geerntet, fleischiges Blatt, genau ein-einhalb Minuten gezogen«, sagte Tomislav.

Jetzt versuchte er, das Frühstücksei zu köpfen. So geschickt er beim Handwerken war, dachte Alina, so ungeschickt stellte er sich hierbei an. Er brauchte mehrere Anläufe dazu. 1789 hätte er damit in Paris als Scharfrichter keinen Job bekommen.

»Gehst du heute zu Nolte?«, fragte Tomislav.

»Ja, ich glaube, das ist mein erster Kunde.«

Sie erhob sich. Am Kühlschrank hing ein Blatt mit einer Excel-Tabelle, in der die Termine eingetragen waren.

»Um neun muss ich da sein. Warum fragst du?«

»Bei dem sollte ich wieder mal den Rasen mähen. Legst du ihm einen Zettel hin? Dass ich das diese Woche noch mache? Ich habe ihm schon eine Mail geschickt, aber er hat nicht darauf reagiert.«

Alina nickte. Manche Kunden hatten sie gemeinsam, bei einem ganz besonderen hatten sie sich sogar kennengelernt, vor Jahren, sie als Lurchkatz, er quasi als Lurchkater. Tomislav sah auf die Uhr und erhob sich ebenfalls. Er musste früher los als sie, sie konnte sich noch ein bisschen Zeit lassen. Er küsste sie auf die Wange. Zärtlich umfasste sie seinen Nacken mit der Hand und streichelte ihn eine Weile. Er war ein guter Mann. Trotz alledem.

Als die Tür ins Schloss fiel, ging sie ins Bad, um zu duschen. Bei Nolte, dem jungen Mann mit der wohlklingenden tiefen Stimme, musste sie erst in einer Stunde sein. Nolte, das waren zwei Zimmer, Küche, Bad, Blumen gieÙen, auf keinen Fall was am Computer machen, Geld liegt auf dem Tisch.

Wöchentlich, bar auf die Hand. Die Hälfte ihrer Jobs waren Schwarzarbeiten, mit der anderen Hälfte finanzierten Alina und Tomislav neue deutsche Autobahnteilstücke, öffentliche Freibäder und Raketenabwehrsysteme für die Bundeswehr. Jetzt stieg sie hinauf auf den Speicher ihres kleinen Holzhauses, um ein bestimmtes Scheuermittel zu holen, das Nolte hundertprozentig nicht im Haus hatte. Ihr seufzender Blick blieb an einer großen Holztruhe hängen. Sie zögerte. Sollte sie sie öffnen? Vielleicht ein wenig drin herumwühlen? Nein, das war keine so gute Idee. Aber wenn sie schon mal hier oben war ... Ach, egal, was solls. Sie klappte die Truhe auf, öffnete einen Schuhkarton und nahm Fotos heraus, die sie im Zwielicht des Speichers betrachtete. Eines zeigte sie in einem blaugeblühten, sommerlichen Rock, der leicht im Wind flatterte. Sie trug eine übergroße Sonnenbrille, die sie wie Grace Kelly oder eine dieser anderen Filmdiven aussehen ließ. Alina schloss die Augen und beschwor kurz die Bilder der Vergangenheit herauf. Dann fiel ihr auf, dass es hier dumpf und stickig roch. Es musste mal wieder richtig aufgeräumt werden. Schon schräg, dachte sie. Da war sie Putzfrau, und in ihrem eigenen Haus sah es aus wie Sau. Ganz unten in der Holztruhe lagen noch ein paar von ihren vollgeschmierten Colledgeheften und vergilbten Computerausdrucken mit den endlosen Zahlenreihen. Vor fünfzehn Jahren hatte sie ein seltenes, äußerst seltenes Fach mit miesen Berufsaussichten studiert. Genau genommen mit gar keinen Berufsaussichten. Wenn man dieses Fach abgeschlossen hatte, blieb fast nichts anderes übrig als ein Putzjob. Davor hatte damals sogar der Dozent ihres abgelegenen Fachs, Professor Heuning-Berchthold, gewarnt. Alina blätterte noch ein wenig in ihren penibel geführten Vorlesungsmitschriften, lächelte über die eine oder andere Randnotiz, legte dann alles wieder in die Truhe. Während des

Studiums hatte sie mit dem Putzen angefangen. Das erschien ihr einfacher, lohnender und eigentlich auch weniger entwürdigend als das studentenübliche Kellnern. Sie hatte natürlich vorgehabt, eine akademische Laufbahn einzuschlagen. Dann jedoch war sie bei diesem Beruf hängengeblieben.

Ein kleines, ovales Fensterchen warf spärliches Licht in den Speicher, sie wischte die Glasscheibe mit einem Ärmel sauber. Dann schaute sie hinunter auf den wilden Bauerngarten, in dem Bohnen und Kartoffeln wucherten. Für den war Tomislav zuständig, er hatte auch den Hühnerstall gebaut. Tomislav saugte inzwischen wahrscheinlich schon die ersten Cornflakes aus Rücksitzritzen heraus. Er war ohne Zweifel ein braver Ehemann, der sich rührend um sie kümmerte. Superfürsorglich, superliebevoll, supertreu. Sie seufzte, verließ den Speicher und machte sich ausgehfertig.

Zu den meisten Wohnungen ihrer Kunden hatte sie den Schlüssel, auch zu der von Nolte. Manchmal kam sie sich vor wie ein Klischeeeinbrecher, der einem Comicheft entsprungen war. Nur der Ringpulli mit Häftlingsnummer drauf fehlte noch. Sie betrat die Wohnung, schritt am Bücherregal vorbei, streifte einige der ihr bekannten Titel mit den Fingern. Niemand aus ihrer ganzen Kundschaft wusste, dass sie studiert hatte und Doktorandin dieses abgelegenen Faches war. Das hätte nur zu Mitleidsreaktionen geführt, einer reflexartig angebotenen Tasse Kaffee und einem Gespräch über das Thema, ob man nicht doch was machen konnte. Auch mit diesem seltenen Fach. Aber man konnte nichts machen. Nicht mit Mitte dreißig. Und sie wollte jetzt auch gar nicht mehr, sehr zum Unverständnis ihrer garstigen Familie. Vor allem die unverschämte Tante Mildred behauptete immer wieder, sie hätte

sich das Geld vom Mund abgespart, um Alinas Studium finanzieren zu können. Jetzt wollte sie eine stattliche Summe zurück. Gerade erst vor ein paar Wochen hatte sie einen unschönen Zusammenstoß mit Tante Mildred gehabt. Die hatte ihr lautstark vorgeworfen, das Studiengeld nicht sachgerecht verwendet, sondern abgezweigt zu haben.

»Ich werde mein Geld schon noch bekommen!«, war ihr letzter Satz gewesen, bevor Tomislav sie hinausgeworfen hatte.

Die Wohnung von Nolte war schnell erledigt, er war selten zu Hause und schmutzte deshalb kaum. Sie stellte die Packung Halstabletten auf den Tisch, die sie ihm besorgen sollte, nahm die zerknitterten Scheine und steckte sie in die Tasche. Dann schrieb sie den Zettel, um den Tomislav sie gebeten hatte. Bei der nächsten Adresse gab es wiederum nichts Steuerfreies auf die Kralle, natürlich nicht, es handelte sich um ein angesehenes Geldinstitut. Das wäre was gewesen, wenn sie ausgerechnet hier Schwarzgeld bekommen hätte! Sie betrat die KurBank durch den Hintereingang, vorher musste sie einen Code eingeben, sie hatte den Geburtstag ihrer Oma als Zugangsberechtigung gewählt. Alina wusste, dass der Filialleiter Pit Schelling in seinem Büro jetzt sehen konnte, dass sie das Gebäude betrat. Auf seinem Computer blinkte dann ALINA RUSCHE ENTERING BUILDING auf. Sie schloss die Tür und stieg die Treppe hinauf zum Putzkämmerchen. Als sie wieder herauskam, hatte sie sich in ein Blaues Mädchen verwandelt. Normalerweise wurden die Türsteherinnen im Bayreuther Festspielhaus so bezeichnet. Die, die Eintrittskarten kontrollierten, Programmhefte verkauften, die Besucher in den Zuschauerraum und gegebenenfalls wieder raus ließen. Und den ganzen Tag Richard Wagner hörten. Da putze

ich doch lieber, dachte Alina. Jetzt kam ihr Schelling mit der Marketingchefin von der Zentrale entgegen, beide grüßten kurz, sie herablassend, er eher peinlich berührt. Dann gingen sie kichernd vorbei. Alina sah den beiden nach. Sie wusste, dass Schelling momentan gar nicht zum Kichern zumute war. Er hatte große berufliche Sorgen, denn diese seine Bankfiliale sollte geschlossen werden, sie lohnte sich nicht mehr. Zu viel Personal, zu viele Dienstleistungen, die sich nicht auszahlten. Und Schelling würde in seinem Alter kaum mehr einen Job als Filialleiter finden. Mit über vierzig war in diesem Geschäft nichts mehr zu holen. Alina stieg die Kellertreppe hinunter. Im dort gelegenen Schließfachraum fing sie immer mit der Reinigung an. Auch hier brauchte sie ihren Zugangscode. Wieder tippte sie die Eckdaten ihrer Oma ein. Oben bei Schelling würde auch jetzt ihr Name wieder aufleuchten. ALINA RUSCHE ENTERING SAFE DEPOSIT BOX ROOM. Sie durchquerte den Schließfachraum und öffnete die Tür zum diskreten Rückzugskämmerchen mit W30-Zertifikat. Sie betrat es jedes Mal wieder mit einem kleinen, prickelnden Schaudern. Hier war lediglich abzustauben, Kunden benutzten diesen Raum selten, wie sie wusste. Wenn sich hier einmal am Tag jemand aufhielt, dann war das viel. Trotzdem wischte sie das schöne, große Büffelledersofa sorgfältig ab, griff in die Ritzen, suchte nach verlorenen Gegenständen, fand aber wie meist nichts. Nur einmal hatte sie den Entwurf für ein Testament gefunden. Dann war der Schließfachhauptaum dran. Sie hatte vorhin schon bemerkt, dass von einem Fach sowohl die Stahltür entfernt als auch die inliegende Kassette herausgenommen worden war. Sie hatte zwar keine direkte Anweisung, das Fach bei solchen Reparaturarbeiten zu putzen. Doch wo repariert wurde, fiel auch Schmutz an. Der größte Widersacher einer Putzfrau ist der Handwerker.

Schnell tauchte sie den Lappen ins Feuchte und machte sich an die Arbeit. Sie sah auf die Uhr. Noch eine halbe Stunde, dann kam der Filialleiter. Es handelte sich um ein mittleres 10-Liter-Fach, es war sauber, trotzdem fuhr sie mit dem Lappen die Flächen entlang, auch die Wandflächen, und auch die unzugänglichen Ecken hinter der Verblendung. Dort spürte sie an einer Stelle einen kleinen Widerstand, vielleicht durch einen vor langer Zeit angeklebten Kaugummi. Sie warf einen Blick ins Innere, aber dort drinnen war es zu dunkel, um etwas zu erkennen. Sie zog ihre Gummihandschuhe aus und fuhr mit dem Finger an die Stelle.

»Autsch!«, rief sie und zog die Hand wieder heraus.

Aus einer kleinen Wunde quoll ein winziger Tropfen Blut, sie hatte sich geritzt. Sie hielt den Finger an den Mund, suchte nach einem Pflaster. Dann hörte sie Geräusche draußen auf dem Gang. Ihr Handy summte. Tomislav hatte ihr eine SMS geschickt: Hab dich lieb.